

›Zum Schillerfeste‹ – eine Erzählung von Karl May?

von Wilhelm Vinzenz / Jürgen Wehnert

Joachim Biermann hat in dem von ihm kürzlich erworbenen, lange als verschollen geltenden Lieferungswerk ›Hephatha‹ bzw. ›Abendglocke‹ des Dresdner Münchmeyer-Verlags eine Erzählung entdeckt, die aufgrund gattungsspezifischer, sprachlicher und vor allem motivischer Auffälligkeiten, namentlich sogenannter autobiographischer Spiegelungen, die Frage aufwirft, ob es sich dabei um ein bislang unbekanntes Frühwerk Karl Mays handelt.

Die folgenden Überlegungen wollen zur Beantwortung dieser Frage beitragen. Sie stehen unter dem Vorbehalt, dass eine solche historische Erkundung nur zu einem Wahrscheinlichkeitsurteil gelangen kann. Infolge des inzwischen beträchtlichen zeitlichen Abstandes steht lediglich eine begrenzte Zahl eher zufälliger Informationen und Indizien zur Verfügung, um den Sachverhalt zu klären.

1. Zur Veröffentlichung der Erzählung

Die fragliche Erzählung ›Zum Schillerfeste‹ erschien anonym in dem bei den Gebrüdern Münchmeyer in Dresden verlegten und von H. G. Münchmeyer herausgegebenen Fortsetzungswerk ›Hephatha. Ein Haus- und Familienbuch‹ bzw. in der jüngeren Titelausgabe dieses Werkes ›Abendglocke. Ein Haus- und Familienbuch‹ in Lieferung VI, S. 90–93. Über die Erscheinungsweise des Werkes stehen recht genaue Daten zur Verfügung, da im Königreich Sachsen bis Ende 1869 von jedem Druckerzeugnis ein Pflichtexemplar beim Ministerium des Innern einzureichen war. Aus den im Staatsarchiv Dresden aufbewahrten Akten geht hervor, an welchem Tag man den Eingang der zwölf Lieferungen beider Ausgaben im Ministerium vermerkte: Im Fall von Lieferung VI des ›Hephatha‹ geschah dies am 19. Februar 1869.¹ Herstellung und Druck erfolgten demnach einige Zeit vor diesem Datum.

Zur genaueren Bestimmung des Erscheinungsdatums von Lieferung VI ist von Belang, dass Münchmeyer die Lieferungen II–V des ›Hephatha‹ monatlich von September bis Dezember 1868 beim Innenministerium einreichte, sodass mit der Auslieferung von Heft VI im Januar 1869 zu rechnen gewesen wäre. Wegen der inzwischen von Münchmeyer begonnenen Herausgabe der Titelversion ›Abendglo-

cke« (wohl ab Januar 1869)² könnte dieser Termin hinausgezögert worden sein mit dem Ziel, die Hefte beider Ausgaben mittelfristig zeitgleich erscheinen zu lassen (was allerdings erst ab Juni 1869 mit Heft VII gelang). Da Münchmeyer 1868 unverkennbar ein regelmäßiges monatliches Erscheinen des ›Hephatha‹ anstrebte, dürfte anzunehmen sein, dass Heft VI spätestens im Dezember 1868 gedruckt wurde, um im Januar 1869 ausgeliefert zu werden, auch wenn es tatsächlich erst im Februar dazu gekommen sein mag.

Der Eingang der ersten Lieferung des ›Hephatha‹ im Ministerium wurde bereits am 26. Mai 1868 in den Akten vermerkt. Man mag daraus folgern, dass die Abonnentenwerbung für das Blatt mit dem ungewöhnlichen Namen³ so schleppend⁴ verlief, dass das folgende Heft erst Anfang September 1868 ausgeliefert werden konnte. Vermutlich war eine deutlich frühere Bedienung der auf die Lektüre der Fortsetzungen von Heft I erpichten Kundschaft angestrebt, etwa mit Beginn des dritten Quartals 1868.

Wichtig ist, dass ›Hephatha‹ nicht als Zeitschrift, sondern als Lieferungswerk mit der (vorläufigen) Umfangsangabe »Vollständig in 12 Lieferungen«⁵ angekündigt wurde. Die Planung des Gesamtwerkes muss also bereits vor Herstellung von Lieferung I erfolgt sein, um alle vorgesehenen Beiträge auf 12 mal 16 Seiten unterbringen zu können. Sobald die sich daraus ergebenden Heftumfänge feststanden (jedenfalls vor dem 26. Mai 1868), konnte mit der Herstellung des Drucksatzes für die zwölf ›Hephatha‹-Lieferungen begonnen werden. Die darin abgedruckten Impresen lassen den Schluss zu, dass diese Arbeiten vor Aufteilung des gemeinsamen Verlages unter den Brüdern Friedrich Louis und Heinrich Gotthold im September 1868⁶ abgeschlossen waren, denn sie lauten übereinstimmend: »Verlag von Gebr. [oder: Gebrüder] Münchmeyer in Dresden«. Erst die Impresen der schon im September 1868 angekündigten, aber nicht vor 1870 erschienenen Folgelieferungen 13 bis 15 des ›Hephatha‹ bzw. der ›Abendglocke‹ setzen die Verlagstrennung voraus.⁷

Für die Erzählung ›Zum Schillerfeste‹ folgt daraus zweierlei: Sie dürfte dem Redakteur H. G. Münchmeyer schon in der ersten Jahreshälfte 1868 bei der Konzipierung des kompletten ›Hephatha‹-Bandes vorgelegen haben und wurde von ihm – falls Heft II nach ursprünglicher Planung im Juli erscheinen sollte und die folgenden Nummern danach in monatlichen Abständen – für Heft VI vorgesehen, bestimmt zur Auslieferung Mitte/Ende November 1868⁸ und damit passend zur Erinnerung an das dann neun Jahre zurückliegende Schillerfest (8. bis 10. November 1859).

2. Zur Biographie Karl Mays bis 1868

Die Erzählung ›Zum Schillerfeste‹ ist im Gegensatz zu anderen Beiträgen des ›Hephatha‹ anonym erschienen.⁹ Möchte man Karl May als Autor ins Spiel bringen, ist vor der Behandlung textimmanenter Aspekte zu klären, ob es in Mays Biographie bis Ende 1868 plausible Zeiträume für die Abfassung des Textes und seine Ablieferung an den Münchmeyer-Verlag gibt.

Laut ›Mein Leben und Streben‹ will May schon ab 1862 *Humoresken, dann »Erzgebirgische Dorfgeschichten«* geschrieben haben, die ihm die Verleger aus den Händen rissen.¹⁰ Sollte es diese produktive literarische Phase gegeben haben, endete sie nach dem endgültigen Verbot seiner Berufstätigkeit als Lehrer im Juni 1863. May reagierte darauf mit einer depressiven Erkrankung, die sich in einer unsteten Lebensweise, zwischen Juli 1864 und März 1865 verbunden mit kriminellen Handlungen, entlud und ihm die Verurteilung zu einer Arbeitshausstrafe von vier Jahren und einem Monat eintrug, die er am 14. Juni 1865 in Zwickau antrat.

Nach psychischer Stabilisierung entwickelte May während der Haftzeit ab 1867 literarische Pläne. Er gedachte, die Gattungen der Humoreske und der Dorfgeschichte weiter zu pflegen, *um der deutschen Leserswelt bekannt zu werden*.¹¹ Über die Sujets geplanter Arbeiten führte er *eine Art von Buchhaltung*,¹² nämlich das wohl 1868 entstandene ›Repertorium C. May‹. Am 2. November 1868 wurde er wegen guter Führung vorzeitig aus dem Zwickauer Arbeitshaus entlassen.

Wann hätte May Gelegenheit gehabt, ›Zum Schillerfeste‹ zu schreiben? Für eine Veröffentlichung von *Humoresken* und *»Erzgebirgische(n) Dorfgeschichten«* in den Jahren 1862/63 fehlt bisher jedes Indiz. ›Zum Schillerfeste‹ entspricht nicht diesen literarischen Gattungen (s. unten) und setzt zudem einen mehrjährigen Abstand zu den Schillerfeiern von November 1859 voraus. Diesen Abstand betont die Erzählerfigur mehrfach:¹³

a) Sie spricht die Leser direkt auf diesen Umstand an: »Nun können Sie sich wohl erinnern, daß man Anno neunundfünfzig in aller Welt das Schillerfest feierte.« (S. 91 linke Spalte)

b) Sie orientiert die Leser über das weitere Geschick der Hauptfiguren: Der Fürst und sein Leibhusar Eberhardt sind offenbar inzwischen verstorben (S. 93 rechte Spalte), der junge Pätzold, den der Fürst nach dem Schillerfest zur weiteren musikalischen Ausbildung »auf ein paar Jahre nach Italien« schicken will (ebd.), »ist jetzt fürstlicher Capellmeister« (S. 90 rechte Spalte).

Setzt man für das Auslandsstudium des 18-jährigen Pätzold (S. 91 rechte Spalte) und für seinen beruflichen Aufstieg in der Residenz des Fürsten insgesamt wenigstens vier Jahre an, versetzt sich der Erzähler in seinem Bericht frühestens ins ausgehende Jahr 1863 (»Capellmeister« Pätzold wäre dann gerade einmal 22 Jahre alt).

Dass Karl May in seiner Krisenzeit zwischen Mitte 1863 und seinem Strafantritt im Juni 1865 literarische Texte verfasste und Verlegern anbot, ist nicht belegt und aufgrund seiner damaligen sozialen und psychischen Verfassung unwahrscheinlich. Erst im Zwickauer Arbeitshaus fand er in zeitlich begrenztem Umfang Gelegenheit, literarische Skizzen anzufertigen. Die Möglichkeit, dass ›Zum Schillerfeste‹ ein Produkt solcher Übungen war, lässt sich nicht erhärten. Im ›Repertorium‹ (wie im Gesamtwerk Mays) findet das Schillerfest vom November 1859¹⁴ keine Erwähnung – trotz Mays großer Sympathie für diesen Dichter (s. unten). Auch Stichworte, die auf eine Beschäftigung mit dem Stoff von ›Zum Schillerfeste‹ hinweisen könnten (z. B. Fürst, Pätzold, Ave Maria), sind im ›Repertorium‹ nicht zu finden. Ferner ist nicht belegt, dass es May während der Zwickauer Haft gestattet war, fertige literarische Texte (etwa auf dem Umweg über seine Eltern) an Verleger zu schicken.¹⁵ May berichtet daher nur, dass er Schloss Osterstein Anfang November 1868 *mit ... Manuskripten* verließ¹⁶ – eines mit dem Titel ›Zum Schillerfeste‹ gehörte schwerlich dazu.

Dass May nach seiner Entlassung bis Pfingsten 1869 für *Münchmeier litterarische Arbeiten geliefert* habe (so seine Aussage vor dem Bezirksgericht Mittweida am 3. Juli 1869),¹⁷ darf man im Kern nicht bezweifeln, wohl aber, dass sich ›Zum Schillerfeste‹ unter diesen Arbeiten befand. Selbst wenn May die Erzählung unmittelbar nach seiner Entlassung zu Papier gebracht und noch im November 1868 an Münchmeyer geschickt hätte, wäre sie dort viel zu spät eingetroffen, um in der längst vorbereiteten VI. Lieferung des ›Hephatha‹ berücksichtigt zu werden. Die Möglichkeit, dass Münchmeyer dem ihm bis dahin kaum oder gar nicht bekannten Autor, dessen Namen er beim Abdruck von ›Zum Schillerfeste‹ verschweigt, durch eine kurzfristige, arbeitsaufwändige Änderung seiner ›Hephatha‹-Planung entgegengekommen sein sollte, erscheint abwegig.

Fazit: Die Entstehungsgeschichte von Lieferung VI des ›Hephatha‹ lässt sich mit Mays Biographie nicht in Einklang bringen. Vor Mitte 1863 kann ›Zum Schillerfeste‹ nach den Auskünften der Erzählerfigur nicht geschrieben worden sein, der Zeitraum Mitte 1863 bis November 1868 lässt aus biographischen Gründen keinen Raum für

die Abfassung der Erzählung und ihre Lieferung an Münchmeyer. Nach der Zwickauer Haft wäre ›Zum Schillerfeste‹ für einen Abdruck in Heft VI des ›Hephatha‹ zu spät gekommen.

Die historische Betrachtung führt daher zum Urteil, dass May mit hoher Sicherheit nicht als Autor des Textes in Frage kommt. Dieses Ergebnis erklärt auch, warum May, soweit bekannt, nirgends auf diese frühe Arbeit – womöglich seine erste Veröffentlichung, die ihn mit besonderem Stolz erfüllt haben müsste – zu sprechen kommt, und vor allem, warum May ›Zum Schillerfeste‹ weder ganz noch in Teilen für Nachdrucke oder Neufassungen verwendete, wie er es mit allen anderen kürzeren Erzählungen tat, die er seit 1875 bei Münchmeyer veröffentlichen konnte.

Mit diesem Ergebnis könnte die Untersuchung enden. Trotzdem sollen noch die nachrangigen textinternen Indizien betrachtet werden, weil die Annahme, May sei der Verfasser von ›Zum Schillerfeste‹, sich vor allem darauf stützt.

3. Formale, sprachlich-stilistische und motivische Entsprechungen zu den Erzählungen Karl Mays

a) Zur Textform: ›Zum Schillerfeste‹ gehört zu den zeitgenössischen Erzählungen, die die überschaubare kleinbürgerlich-bäuerliche Welt der Provinz abseits der Großstädte behandeln und durch die Schilderung dieses Milieus mit den Mitteln einfacher Handlungsführung und volkstümlicher Sprache ihren impliziten Leser zu erreichen suchen. Angesichts des Fehlens der für Mays Humoristica typischen Dichte von Konfusionen in Sprache und Aktionen der Protagonisten handelt es sich bei ›Zum Schillerfeste‹ jedoch schwerlich um eine jener verschollenen oder nur imaginierten frühen ›Humoresken‹, die geschrieben zu haben May im Alter für sich reklamierte. Der ›Hephatha‹-Text ist vielmehr eine betuliche, routiniert geschriebene, aber kaum amüsante, geschweige denn mitreißende Erzählung aus der jüngeren Vergangenheit mit schmaler Rahmenhandlung, in der sich ein an den erzählten Vorgängen mittelbar Beteiligter als Erzählinstanz vorstellt. Zu dieser Textform findet sich bei Karl May keine genaue Parallele, auch deshalb nicht, weil seine erheiternden historischen Erzählungen um schrullige Fürsten (den ›alten Dessauer‹ Leopold I. und den ›alten Knaster‹ Otto Victor von Schönberg-Wildauen) auf Rahmenhandlungen verzichten, die das Erzählte in eine von May offenbar nicht gewollte Nähe zum Erzähler rücken würden.

Rahmennotizen finden sich allerdings in Mays übrigen Humoresken, die von Kuriositäten aus einer nur scheinbar harmlos-biederer Nachbarschaft erzählen.¹⁸ Der sich in ›Im Wasserständer‹ zu Wort meldende Erzähler etwa ist mit der aberwitzigen Handlung gründlichst vertraut und setzt sie der Leserschaft, die er freundschaftlich duzt, in jedem erheiternden Detail auseinander. Umso auffälliger ist, dass der distanzierte Erzähler von ›Zum Schillerfeste‹ sein Publikum siezt – bei May gibt es dafür unseres Wissens keine Parallele.

b) Zu Sprache und Stil: Die in ›Zum Schillerfeste‹ verwendete Umgangssprache gewinnt ihr besonderes Kolorit dadurch, dass sie sowohl elaborierte, speziell gallizistische Elemente, als auch anheimelnde volkstümliche Begriffe enthält, die den heutigen Leser nicht selten antizipiert anmuten. Diese lexematischen Besonderheiten, die ein zeittypisches Phänomen darstellen, verwendet sowohl der Autor von ›Zum Schillerfeste‹ als auch May. Dazu gehören z. B. die auffälligen Lexeme Adjuvant, ausballotiren, Blitzstoff, Cadenz, Calesche, Celloer, conversiren, eisgrau, Extraplaisir, morgend, Musiker, neuwaschen oder Subordnung. Eine erhebliche Zahl solcher Begriffe, die in ›Zum Schillerfeste‹ begegnen, sind in Mays Werk jedoch nicht belegt. Dazu gehören: abgewettert, Adjunct, Armee-Brigade, Chorist, Engelsgesang, Factor, Festordner, Frühlingshänfling, Grenadierregiment, Herrenloge, Hofwirthschaft, Kammermusik, Kirchenboden, Königsorden, Kunstrichter, Ländler, Leibcapelle, Liederkranz, Missionsverein, Privatconcert, pubbern, rothbrüstig, Rundstuhl, Sackhüpfen, Schießhaussaal, Schießplatz, schubbern, Sonnenhöhe, Syruplecken, tactiren (= dirigieren), tiefstuart, Topfschlagen, Untergasse, Vereinslocal oder Wettsingen.¹⁹

Diese Befunde dürfen nicht überinterpretiert werden. Weder folgt aus der gemeinsamen Verwendung von heute (!) teilweise ungewöhnlichen Begriffen, dass May der Autor der ›Hephatha‹-Erzählung gewesen sei, noch aus den bei May nicht belegten Lexemen, dass May nicht ihr Verfasser gewesen sein kann, obwohl die hohe Anzahl solcher Lexeme in diese Richtung weist. Für den Nachweis, dass bestimmte gemeinsame Begriffe im 19. Jahrhundert ausschließlich von Karl May verwendet wurden und er folglich auch ›Zum Schillerfeste‹ geschrieben haben müsse, gibt es kein methodisch hinreichendes Verfahren. Lexika, die den spezifischen Wortschatz der volkstümlichen Literatur dieser Zeit erfassen, existieren nicht. Anhand des sprachlichen Inventars der Erzählung lässt sich daher die Frage nach der Identität des anonymen Autors nicht beantworten.

›Zum Schillerfeste‹ aus stilistischen Gründen mit May in Verbindung bringen zu wollen, scheidet ebenfalls aus, weil keine Erzählung

Mays aus den Jahren bis 1868 bekannt ist, die zum Vergleich herangezogen werden könnte. Mit einer identifizierbaren May-typischen Schreibweise in den 1860er Jahren ist auch nicht zu rechnen. Seinen literarischen Stil bildete May seit Mitte der 1870er Jahre aus, zunächst durch intensive Beschäftigung mit volkstümlichen Texten, die er als Redakteur bei Münchmeyer und Radelli in großer Zahl zu lesen und zu bearbeiten hatte und die ihn zugleich sprachlich wie thematisch inspirierten. So verlockend es z. B. ist, den Satz »Für einen Seecapitän giebt's nichts Hübscheres, als eine schmucke Brigantine« (S. 92 rechte Spalte) mit May in Verbindung zu bringen, so selbstverständlich ist es, dass May einen solchen Satz erst einmal gelesen haben musste, um ihn später so oder ähnlich selbst produzieren zu können.

c) Zur Charakteristik der Figuren: Die in ›Zum Schillerfeste‹ auftretenden Figuren erscheinen konventionell (der schrullige, gutmütige Fürst, der ergebene, beherzte Diener, der gestrauchelte, begnadete Musiker, die blasierten kleinstädtischen Honoratioren). Ähnliches Personal findet man auch in den Frühwerken Karl Mays. Um May als Verfasser des Textes in Erwägung ziehen zu können, bedarf es jedoch über allgemeine Analogien hinaus genauerer Übereinstimmungen, die in der Summe einen überzufälligen Charakter besitzen. Solche Übereinstimmungen lassen sich bei einer Betrachtung der beiden Hauptfiguren von ›Zum Schillerfeste‹ nicht erkennen:

Der Protagonist dieser Erzählung wird als Fürst vom »alten kräftigen Schlage Carl August's [von Sachsen-Weimar-Eisenach, 1757–1828] oder des Dessauer's [Leopold I. von Anhalt-Dessau, 1676–1747]« eingeführt, bleibt aber, im Gegensatz zu Mays fürstlichen Helden, anonym und historisch diffus. Obwohl alle anderen Figuren der Erzählung auf ihn bezogen sind, gehen von ihm kaum Handlungsimpulse aus.²⁰ Sein Porträt ist das eines vom Alltag in der Residenz gelangweilten Durchschnittsmonarchen, der am Ende seiner Tage im Provinzstädtchen ein Quäntchen harmloser Lebensfreude sucht und sie im jungen Pätzold findet, seinem und seines Dieners Eberhardt Liebling (vgl. S. 90 rechte Spalte, S. 92 mittlere Spalte).

Der junge Pätzold, die zweite Hauptfigur, steht ganz im Schatten des Fürsten. Der sandte ihn wegen seines musikalischen Talents schon mit 14 Jahren »zu einem großen Musikmeister« (S. 90 rechte Spalte). Von dort kehrt er als 18-Jähriger in die Heimat zurück, wo schnell rufbar wird, dass er »während seiner Abwesenheit dumme Streiche gemacht und eine ganze Zeit dafür gebrummt« hat (S. 91 linke Spalte). Das disqualifiziert ihn bei den Honoratioren des

Städtchens, die verhindern wollen, dass er beim Sangerwettbewerb anlässlich des Schillerfestes mit dem von ihm gegründeten Männerchor Lyra ein im Gefängnis komponiertes ›Ave Maria‹ aufführt. Der Fürst blamiert die Honoratioren öffentlich, sorgt für die Aufführung des überirdisch schönen Chorals und belohnt den jungen Pätzold mit einer erneuten mehrjährigen Förderung seines Genies, diesmal in Italien.

Die Grundkonstellation, dass ein Landesfürst als Mäzen eines jungen Menschen auftritt, findet sich auch bei Karl May (vgl. den Fex und die Murenleni in ›Der Weg zum Glück‹). Die literarische Entfaltung dieser Konstellation in ›Zum Schillerfeste‹ entspricht jedoch nicht den für May charakteristischen Erzählstrategien: Dass offenbleibt, aufgrund welcher »dumme(n) Streiche« der jugendliche Pätzold eine längere Haftstrafe antreten musste, ist ein grober erzählerischer Mangel, der May angesichts der für ihn traumatischen Bedeutung des Themas (sechs Wochen Gefängnis im September/Okttober 1862) kaum unterlaufen wäre. Noch problematischer ist die Art und Weise, wie der Fürst den jungen Pätzold rehabilitiert, nämlich unter Hinweis auf eigene Streiche in seiner Zeit als »Lieutenant« und die (vielleicht nur ad hoc erfundene) Desertion seines Dieners von der Truppe (S. 92 mittlere Spalte). Dass das Unrecht des einen durch das Unrecht eines anderen aufgewogen wird, entspricht nicht Mays Gerechtigkeitsempfinden. Er hätte den Fürsten beweisen lassen, dass die Haft des jungen Pätzold, die für May keine »Lappalie« gewesen wäre (S. 91 linke Spalte),²¹ zu Unrecht erfolgte und man ihn in Verkennung der wahren Umstände zu Unrecht verurteilte.

Befremdlich ist weiter, dass in ›Zum Schillerfeste‹ keine einzige Zeile aus dem betörenden ›Ave Maria‹ des jungen Pätzold zitiert wird – der leidenschaftliche Verseschmied Karl May hätte sich diese Gelegenheit schwerlich entgehen lassen. Für Mays Erzählungen untypisch ist schließlich die Pointe der Erzählung. Bei May stünde zu erwarten, dass der geniale Musiker mit Hilfe des Fürsten die Hand der geliebten Tochter eines seiner kleinbürgerlichen Verächter gewonnen hätte und nicht ein Auslandsstipendium, das ihn nochmals aus der Heimat treibt. Letzteres zeigt nebenbei: Der Autor von ›Zum Schillerfeste‹ hat eine fast lupenreine Mannergeschichte geschrieben (Frauenfiguren spielen so gut wie keine Rolle), während Mays frühe Erzählungen oft ein erotisches Element einschließen, das den Fortgang der Handlung und deren Pointe wesentlich mitbestimmt.

d) Autobiographische Spiegelungen: Die Annahme, bei dem jungen Pätzold handele es sich um eine Spiegelfigur Karl Mays, lässt sich nicht hinreichend begründen. May hätte ein solches Alter

Ego deutlich prominenter in Szene gesetzt. Der Autor von ›Zum Schillerfeste‹ lässt den jungen Pätzold nur 11 Sätze (mit insgesamt 52 Wörtern) sprechen, von denen 9 (mit insgesamt 32 Wörtern) devote Antworten sind, die sich an den Fürsten richten.

Anders als der junge Pätzold war May vor seinem 20. Lebensjahr nicht im Gefängnis und konnte dort kein ›Ave Maria‹ komponieren.²² Er hat 1859, soweit bekannt, auch an keinem ›Schillerfest‹ teilgenommen, sondern verübte im November 1859 im Lehrerseminar Waldenburg einen Kerzendiebstahl, infolge dessen er aus dem Seminar entlassen wurde. Ein Mitglied des Glauchauer Gesamt-Consistoriums, das am 2. Januar 1860 diesen Beschluss fasste, war der aus Ernstthal gebürtige Friedrich Ernst Petzold(t).²³ Dass May sich in ›Zum Schillerfeste‹ unter Verwendung des Nachnamens Pätzold²⁴ und unter Verzicht auf einen Vornamen ein literarisches Denkmal als musikalisches Übertalent setzen wollte, darf man wohl ausschließen. Für keine Figur in seinem Gesamtwerk wählte May diesen mit schlimmen Erinnerungen belasteten Namen. Mays Ideal war im Übrigen nicht, Musiker oder gar »Capellmeister« zu werden, sondern Dichter – auch wenn er als solcher eine Musikerkarriere imaginieren konnte (vgl. besonders die Figuren des Fex aus ›Der Weg zum Glück‹ und des Franz Vogel aus ›In der Heimath‹).

Hauptindizien für eine Identifizierung Mays mit dem jungen Pätzold sind der in ›Zum Schillerfeste‹ als Gründung Pätzolds erwähnte Männergesangverein Lyra und das von ihm vertonte ›Ave Maria‹. Tatsächlich hat May um 1863 in Ernstthal einen Gesangverein dieses Namens geleitet (nicht gegründet) und in dieser Funktion einige Chorlieder komponiert. Gesangvereine namens Lyra gab es damals und gibt es noch heute in so großer Zahl, dass dieser gängige Vereinsname kein hinreichendes Indiz ist, um eine signifikante Beziehung zu May herzustellen. Bemerkenswert ist, dass in ›Zum Schillerfeste‹ als Vereinslokal von Pätzolds Lyra das Wirtshaus ›Goldener Anker‹ genannt wird – ein Name, der für May ebenfalls negativ besetzt war: Im Gasthof ›Zum Goldenen Anker‹ in Chemnitz inszenierte er am 16. Dezember 1864 seinen betrügerischen Auftritt als Seminarlehrer Ferdinand Lohse.

Zu Pätzolds ›Ave Maria‹ kommen angesichts des Erscheinungsjahrs von ›Zum Schillerfeste‹ als Vergleichsmaterial nicht Mays bekannte ›Ave Maria‹-Vertonungen aus den 1890er Jahren in Betracht, sondern nur sein frühes ›Ave Maria der Gondolieri am Traghetto della Salute‹, dessen Text nicht von May stammt.²⁵ Auch ohne Musikkenner zu sein, wird man zwischen dieser schlichten Vertonung für

Chor und Klavier und dem überirdisch inszenierten und instrumentierten ›Ave Maria‹ des jungen Pätzold (vgl. S. 92f.) keine nennenswerte Entsprechung entdecken.

Schließlich sei angemerkt, dass das anonyme »Städtchen« in ›Zum Schillerfeste‹ kein Abbild des realen Ernstthal oder Hohenstein oder gar des erst 1898 vereinigten Hohenstein-Ernstthal ist, wo es weder ein Gasthaus ›Goldener Anker‹ gab oder einen Gesangverein ›Orpheus‹ noch eine Neu- oder Untergasse, wohl aber einen ausgeprägten sächsischen Dialekt der Bewohner, der in ›Zum Schillerfeste‹ keine Rolle spielt, den aber Karl May z. B. in ›Im Seegerkasten‹ oder ›Im Wasserständer‹ wirkungsvoll einzusetzen weiß. Der einzige in der Erzählung namentlich genannte Ort (»Langenberg«, S. 91 mittlere Spalte) hat zwar ein Pendant in der Nähe von Ernstthal, kann aber natürlich auf jeden Ort dieses Namens verweisen. Kurioserweise stellte May selbst fest, dass etliche davon existieren: »*Teufelskanzeln* gibt es in diesem Lande [den USA] ebensoviele, wie es drüben bei uns in Deutschland Orte mit dem Namen Breitenbach, Ebersbach oder Langenberg gibt.«²⁶

Fazit: Die Betrachtung möglicher ›autobiographischer Spiegelungen‹ in ›Zum Schillerfeste‹ ergibt, dass sie die These, der junge Pätzold sei ein Alter Ego des jungen Karl May, nicht stützen können. So gelangen die sprachlich-inhaltlichen Beobachtungen insgesamt zu demselben Resultat wie die historischen: Es findet sich kein belastbares Indiz, dass die Erzählung aus der Feder Karl Mays stammt. Allenfalls könnte man erwägen, dass May ›Hephatha‹ während seiner Einarbeitung als Redakteur bei Münchmeyer durchgesehen hat mit der Folge, dass er sich durch die Lektüre von ›Zum Schillerfeste‹ hie und da literarisch inspirieren ließ – dass auch dafür ein überzeugender Beweis nicht zu führen ist, liegt auf der Hand.

Nachsatz

Bei der Betrachtung wurde bisher ein Aspekt ausgespart, der in Hinblick auf Karl May bedeutsam ist. In dem ›Zum Schillerfeste‹ überschriebenen Text spielen das Schillerfest und Schiller selbst eine so dürftige Nebenrolle, dass sich der Leser nur wundern kann. Vom Titel abgesehen, wird in der Erzählung nur dreimal darauf Bezug genommen, nämlich S. 91 linke Spalte: »daß man Anno neunundfünfzig in aller Welt das Schillerfest feierte«; S. 91 mittlere Spalte: »Was (...) den alten Herrn Pastor betrifft, so war er schon ungehalten gewesen

über die Abgötterei, welche man mit dem Schiller trieb«, und S. 91 rechte Spalte: »Wollen Euer Schillerfest mitmachen.«

Weder beim Festumzug durch das Städtchen noch beim Sängereiwettstreit finden der angeblich gefeierte Dichter und sein Werk irgendeine Erwähnung. Dass May eine im Grunde schillerlose Geschichte über ein prominentes Schillerthema geschrieben haben soll, ist kaum zu glauben, weil Schiller, wie gut bezeugt ist, sein Lieblingsdichter war.²⁷ Schillers Name begegnet in seinen Werken dutzende Male. In Hedwig Paulers verdienstvoller Sammlung der ›Lieder und Gedichte im Werk Karl Mays‹ führt Schiller – natürlich in gehörigem Abstand zu May selbst – vor allen anderen Autoren mit 63 Nennungen.²⁸ Auch spiritistisch pflegte May mit Schiller zu verkehren (*mein Friedrich kam ...*).²⁹ Die Annahme, Karl May habe den jungen Pätzold zum Schillerfest ein durchaus unpassendes ›Ave Maria‹ einstudieren lassen und nicht etwa einen Schillertext, erscheint daher abwegig.³⁰ Auch diese Befunde widersprechen der Vermutung, Karl May sei Autor von ›Zum Schillerfeste‹.

Die irritierende Schillerferne dieses Textes kann eine tieferliegende Ursache haben, die hier abschließend zur Diskussion gestellt werden soll. Vorstellbar ist, dass die ›Zum Schillerfeste‹ überschriebene Erzählung ursprünglich nichts mit dem Schillerfest von 1859 zu tun hatte und die wenigen darauf bezogenen Notizen nachträgliche Übermalungen sind, um der ›Hephatha‹-Leserschaft im möglicherweise geplanten Veröffentlichungsmonat November 1868 Aktualität zu suggerieren. Wenn man die Zeitangabe »Anno neunundfünzig« passend ändert und Schiller durch einen anderen Dichter, Musiker oder sonstigen Anlass ersetzt, funktioniert die Geschichte ohne Abstriche genauso. Lässt man sich auf diese Vermutung ein, lösen sich auch andere Ungereimtheiten des Textes auf:

Das im November 1859 deutschlandweit gefeierte ›Schillerfest‹ (zugleich Gedenktag der Revolution von 1848/49) war ein nationalpatriotisches, anti-reaktionäres Ereignis, mit dem große Teile der Bevölkerung große Erwartungen an gesellschaftliche Veränderungen verbanden. Von solchem Enthusiasmus ist in ›Zum Schillerfeste‹ nichts zu spüren. Geradezu kurios ist, dass der Monarch in das »Städtchen« reist, weil er beim dortigen Schillerfest »mitmachen« (S. 91 rechte Spalte) will. Hätte er die Schillerfest-Idee begrüßt, hätte er in seiner Residenz eine solche Feier anberaumt, aber darauf verzichtete er, ein Fürst vom ›alten Schlage‹, wohl nur allzu gern.

Dass es in der ursprünglichen Erzählung nicht um das Schillerfest ging, macht wohl auch ein anderes Detail deutlich. S. 92 (linke Spalte)

beschreibt der Erzähler den Umzug, den die Bürgerschaft des »Städtchens« veranstaltet: »Vornweg gingen die Schützen mit der alten Fahne, die der Fürst einmal irgendwo herausgehauen, mitgebracht und der Gilde geschenkt hatte (...)«. Beim Schillerfest von 1859 wurden nicht verblichene militärische Trophäen präsentiert, sondern, wenn es Fahnen waren, solche in Schwarz-Rot-Gold.

Sollte hinter ›Zum Schillerfeste‹ tatsächlich eine ältere Fassung der Erzählung stehen – sie könnte den Titel ›Ein Sängewettstreit‹ getragen haben –, rückt sie durch den dann vorauszusetzenden Bearbeitungsprozess noch weiter vom imaginierten Dichter Karl May der 1860er Jahre ab. Woher H. G. Münchmeyer die Erzählung bezog, ist unbekannt – sollte er sie aus einem älteren Werk unerlaubt nachgedruckt und selbst oder durch einen Dritten oberflächlich bearbeitet und neu betitelt haben, wäre immerhin geklärt, warum sie anonym erschien.

Letzte Frage: Wenn nicht die Erinnerung an das Schillerfest von 1859 Anlass zu dieser Erzählung gab, was dann? S. 91 (mittlere Spalte) wird erzählt, dass der Sohn des Cantors, »der in Langenberg Lehrer war«, das Amt des Dirigenten beim Gesangverein »Orpheus« übernahm und dort »die Nacht auf dem Meere« einübte. Das Stück ›Eine Nacht auf dem Meere‹ gibt es tatsächlich. Bei dem Mitte des 19. Jahrhunderts offenbar sehr populären Werk handelt es sich, laut Untertitel, um ein »Dramatisches Tongemälde für Solo, Männerchor und Orchester« nach einer »Dichtung von Erdmann Stiller«, komponiert von Friedrich Wilhelm Tschirch (* 8. Juni 1818 in Lichtenau, Provinz Schlesien; † 6. Januar 1892 in Gera). Die musikalische Karriere dieses Wilhelm Tschirch weist beachtliche Parallelen zu der des jungen Pätzold in ›Zum Schillerfeste‹ auf. Daher sei, was Wikipedia über das Leben Tschirchs mitzuteilen weiß, der Bequemlichkeit halber hier zitiert:

Wilhelm Tschirch wurde zunächst von seinem Vater unterrichtet, bevor er nach Berlin ging, um am Königlichen Institut für Kirchenmusik zu studieren. Als besonders begabter Schüler kam er zur Abteilung für Musik der königlichen Akademie der Künste und erhielt zugleich Unterricht bei Adolf Bernhard Marx. 1843 wurde er zum städtischen Musikdirektor in Liegnitz gewählt und 1852 folgte er einem Ruf nach Gera, wo er dann zeit lebens verblieb. Er bekleidete daselbst die Ämter eines fürstlichen Hofkapellmeisters, eines Kantors und Musikdirektors und bildete den Mittelpunkt allen musikalischen Treibens. (...)

Seine frühe Kantate ›Eine Nacht auf dem Meere‹ wurde von der königlichen Akademie der Künste zu Berlin preisgekrönt. Daher widmete er

sich auch in späteren Werken vorzugsweise dem Männergesang, die von den Gesangsvereinen mit Begeisterung aufgenommen wurden und seinen Namen bis nach Amerika trugen. 1869 kam Wilhelm Tschirch so als Abgesandter des Deutschen Sängerbundes zum Sängerfest nach Baltimore. In vielen Gesangsvereinen wurde er zum Ehrenmitglied erhoben.³¹

Hat sich also der Autor einer möglichen Urfassung der Erzählung ›Zum Schillerfeste‹ von der erstaunlichen Karriere des Wilhelm Tschirch inspirieren lassen? Wusste er womöglich über dessen Jugend mehr, als Wikipedia mitzuteilen weiß? Diese Fragen können hier unbeantwortet bleiben, denn mit Karl May haben sie wie dieser ganze Beitrag nichts zu tun.

- 1 Die im Sächsischen Hauptstaatsarchiv Dresden aufbewahrten Akten MdI-2044^{f-g} (eingereichte Pflichtexemplare in den Jahren 1868–1870) enthalten für die Hefte I–XII des ›Hephatha‹ und der ›Abendglocke‹ folgende Eingangsdaten: a) ›Hephatha‹: 1. Lfrg. (26. 5. 68), 2. Lfrg. (7. 9. 68), 3. Lfrg. (13. 10. 68), 4. Lfrg. (25. 11. 68), 5. Lfrg. (11. 12. 68), 6. Lfrg. (19. 2. 69), 7. und 8. Lfrg. (25. 6. 69), 9. und 10. Lfrg. (4. 10. 69), 11. und 12. Lfrg. (18. 12. 69); b) ›Abendglocke‹: No. 1 bis 6 (15. 3. 69), No. 7 und 8 (25. 6. 69), No. 9 und 10 (4. 10. 69), No. 11 und 12 (18. 12. 69). Infolge der Aufhebung der Pflichtabgabe ab 1870 stehen für die später erschienenen Nummern der beiden Sammelwerke keine ministeriellen Aufzeichnungen mehr zur Verfügung.
- 2 Für diese Titelausgabe wurden die vorhandenen Druckbögen des ›Hephatha‹ lediglich in neue Umschläge eingelegt; vgl. Jürgen Wehnert: Oeser, Münchmeyer und Radelli. Nachrichten von drei frühen Verlegern Karl Mays. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft (Jb-KMG) 2015. Husum 2015, S. 11–63 (32).
- 3 Der Werktitel bezieht sich auf das in der Geschichte von der Heilung eines Taubstummen (Mk 7,34) verwendete gräzisierte aramäische Wort ›ephatha‹ (›sei geöffnet!‹).
- 4 Vgl. den Brief H. G. Münchmeyers an das Sächsische Innenministerium vom 18. Februar 1869, in dem er beklagt, dass ›Hephatha‹ nur »wenig Absatz« gefunden habe; vgl. Wehnert: Oeser, Münchmeyer und Radelli, wie Anm. 2, S. 30.
- 5 So in der Akte MdI-2044^f (Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden) beim Eingang der 1. und 2. Lieferung des ›Hephatha‹ vermerkt (vgl. Anm. 1).
- 6 Dazu Jürgen Wehnert: Aus der Frühzeit des Münchmeyer-Verlages (1862–1874). In: Karl-May-Welten IV. Hrsg. von Michael Petzel/Jürgen Wehnert. Bamberg/Radebeul 2013, S. 24–45 (30f.).
- 7 Im Impressum der Lieferungen XIII–XV heißt es: »verlegt [oder: Verlag] von H. G. Münchmeyer in Dresden«. Die Nummern XVI–XX einer noch später erfolgten zweiten Erweiterung des Werkes enthalten keine Verlagsangaben; sie waren dort wohl nur auf den Heftumschlägen abgedruckt. – Für die Angaben zu den Impressen der 20 Lieferungen seines Exemplars bedanken wir uns bei Joachim Biermann.

- 8 Lieferung VI wird eingeleitet mit dem Gedicht ›Die Christnacht‹ (freundliche Mitteilung von Joachim Biermann).
- 9 Zu den namentlich genannten Autoren gehören u. a. G. Berthold, Bruno Radelli und Max Dittrich. Nicht übersehen werden darf, dass die Anonymisierung (und evtl. Umbenennung) von Texten in Kolportageprodukten auch dazu diente, deren unrechtmäßige Übernahme aus fremden Werken zu kaschieren.
- 10 Karl May: *Mein Leben und Streben*. Freiburg o. J. [1910], S. 113; Reprint hrsg. von Hainer Plaul. Hildesheim/New York 1975.
- 11 Ebd., S. 139.
- 12 Ebd., S. 152.
- 13 Die Erzählung wird im Folgenden nach Seite und Spalte ihres Abdrucks in ›He-phatha‹ bzw. ›Abendglocke‹ zitiert.
- 14 Mit dem November 1859 verbindet May im ›Repertorium‹ unter Nr. 123 lediglich: *Heinrich v. Sybel, Rede über die neueren Darstellungen der Kaiserzeit, im Novbr. 59 in der Münchener Akademie der Wissenschaften gehalten*; zitiert nach Karl May: *Hinter den Mauern und andere Fragmente aus der Haftzeit*. In: Jb-KMG 1971. Hamburg 1971, S. 122–143 (142). – Eine ›Schillerfeier‹ besuchte May laut seiner Frau Klara erst am 12. März 1905; vgl. Dieter Sudhoff/Hans-Dieter Steinmetz: *Karl-May-Chronik*. Bd. III 1902–1905. Bamberg/Radebeul 2005, S. 481.
- 15 Diese Behauptung erhebt May, gewiss zu Unrecht, erst im Zusammenhang mit seinen Waldheimer Zuchthausjahren (vgl. May: *Mein Leben und Streben*, wie Anm. 10, S. 175).
- 16 Ebd., S. 153.
- 17 Diese Aussage wird von Klaus Hoffmann: *Karl May als »Räuberhauptmann« oder Die Verfolgung rund um die sächsische Erde. Karl Mays Straftaten und sein Aufenthalt 1868 bis 1870*, 1. Teil. In: Jb-KMG 1972/73. Hamburg 1972, S. 215–247 (215), in einer orthographisch authentischeren Fassung zitiert als bei Erich Wulffen: *Karl Mays Inferno*. Hrsg. von Albrecht Götz von Olenhusen/Jürgen Seul unter Mitarbeit von Sigrid Seltmann. Bamberg/Radebeul 2017, S. 94. Stand Hoffmann das (von Wulffen zurückbehaltene?) Originaldokument zur Verfügung?
- 18 Rahmmentoziten (mit der Aufforderung des Publikums an einen Erzähler) enthalten auch Mays Humoresken ›Im Seegerkasten‹, ›Im Wollteufel‹, ›Ausgeräuchert‹, ›Die Laubthaler‹ und ›In den Eiern‹ (wie aus dem Ende des Bruchstücks eindeutig hervorgeht).
- 19 Die Wortschatzuntersuchung in Karl Mays Werken erfolgte mit Hilfe der CD-ROM: *Karl Mays Werke. Digitale Bibliothek 77*. Hrsg. von Hermann Wiedenroth. Berlin 2003 (zweite Ausgabe ebd. 2004).
- 20 Der Fürst leistet sich einige läppische Wortgefechte mit seinem Leibhusaren, dem ›alten Eberhardt‹, mit dem er in symbiotischer Weise verbunden ist. Ihn kennzeichnet eine Vorliebe für die Musik, bayrische Zigarren und das anonym bleibende »Städtchen«, in dem sich die geschilderten Ereignisse abspielen. Er schätzt seine dortigen musikalisch begabten Untertanen (namentlich den ihm befreundeten Stadtpfeifer Pätzold und dessen musikalisch hochbegabten Sohn), tritt dem Dünkel der kleinstädtischen Honoratioren gegenüber dem

- gestrauchelten jungen Pätzold autoritär entgegen und fördert das junge Genie durch ein Stipendium.
- 21 Karl May hat nur ein einziges seiner Vergehen als Bagatelle dargestellt, nämlich den Kerzendiebstahl im Lehrerseminar Waldenburg (vgl. May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 10, S. 100–102).
 - 22 Während seiner Zwickauer Haft hätte May nicht »im Kopfe« (S. 93 rechte Spalte) komponieren müssen – als Arrangeur von Musikstücken stand ihm das erforderliche Notenpapier gewiss zur Verfügung (vgl. Dieter Sudhoff/Hans-Dieter Steinmetz: Karl-May-Chronik. Bd. I 1842–1896. Bamberg/Radebeul 2005, S. 137).
 - 23 Vgl. Wulffen, wie Anm. 17, S. 54 und 62 mit Anm. 96.
 - 24 S. 93 rechte Spalte findet sich zweimal die wohl irriige Namensform »Pätzhold«.
 - 25 Hartmut Kühne/Christoph F. Lorenz: Karl May und die Musik. Bamberg/Radebeul 1999, S. 181–184.
 - 26 Karl May: Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XXXIII: Winnetou. 4. Band. Freiburg o. J. [1910], S. 73; Reprint Bamberg 1984.
 - 27 Vgl. Klara May: Die Lieblingsschriftsteller Karl Mays. Mit Anmerkungen von Hans Wollschläger. In: Jb-KMG 1970. Hamburg 1970, S. 149–155 (149): »Schiller. Er war ihm von den Lieben der Liebste.«
 - 28 Hedwig Pauler: Deutscher Herzen Liederkranz. Lieder und Gedichte im Werk Karl Mays. Materialien zur Karl-May-Forschung Bd. 18. Ebermannstadt 1996, S. 250f.
 - 29 Dieter Sudhoff/Hans-Dieter Steinmetz: Karl-May-Chronik. Bd. II 1897–1901. Bamberg/Radebeul 2005, S. 243.
 - 30 Wie May die Liedvorträge anlässlich eines Schillerfestes eingeleitet haben könnte, zeigt eine Szene aus dem Manuskript »In der Heimath«, das beim Abdruck von »Satan und Ischariot« im »Deutschen Hausschatz« übergangen wurde. Ehe die Choristen des Gesangvereins Lyra eine Vertonung von Mays Dichtung »Weihnachtsabend« anstimmen (mit einer Vertonung von Mays Gedicht »Herr, ich trete im Gebete ...« hatten sie einen Pokal gewonnen), lenkt der Erzähler den Blick auf die schlichten Sänger und betont mit einem Schiller-Zitat die erhebende Kraft des Gesangs: »»Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben: / Bewahret sie! / Sie sinkt mit Euch, / mit Euch wird sie sich heben!«« (In: Karl May's Gesammelte Werke Bd. 79: Old Shatterhand in der Heimat und andere Erzählungen aus der Werkstatt. Bamberg/Radebeul 1997, S. 107)
 - 31 Artikel »Wilhelm Tschirch«. Wikipedia, zuletzt bearbeitet am 3. September 2018, https://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelm_Tschirch [5. 12. 2018].